amph.
Mod.

3 1761 09427286 1

Bekanntmachung

der

Ergebnisse

der

Akademischen Preisbewerbung

vom Jahre 1914

und

der neuen für das Jahr 1915 gestellten Preisaufgaben.

Voran geht die in der Aula der Universität bei dem Festakt zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers und Königs gehaltene Rede:

Der Militarismus.

Von

Dr. Richard Fester,
ordentl. Professor der mittleren und neueren Geschichte.

LIBRARY
SEP 13 1922
UNIVERSITY OF TORONTO

Halle a. S.
1915.

Der Militarismus.

Von

Dr. Richard Feſter,
ordentl. Profeſſor der mittleren und neueren Geſchichte.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/dermilitarismus00fest

Werte Gäste!
Kollegen!
Kommilitonen!

Die heutige Geburtstagsfeier unseres Königs, Kaiser Wilhelms II., läßt sich mit keinem Gedenktage der preußischen Universitäten vergleichen. Es ist nicht näher bekannt, in welcher Weise Halle den Friedrichstag des 24. Januar während der drei schlesischen Kriege begangen hat. Das aber wissen wir, daß der Krieg des achtzehnten Jahrhunderts an sich noch nicht eine Auseinanderreißung des Lehrkörpers und der Studentenschaft bedeutet hat. Der 3. August 1813 fiel in die Zeit der Waffenruhe vor dem letzten Ansturm gegen die Fremdherrschaft, so daß preußische Patrioten in Halle nur im Herzen ihres Landesvaters gedenken konnten. Der 22. März 1864 sah nur einen Bruchteil des preußischen Volkes in Waffen sturmbegierig in den Laufgräben vor den Düppeler Schanzen. Als am 22. März 1871, fünf Tage nach dem Empfange Kaiser Wilhelms in Halle, einen Tag nach der feierlichen Eröffnung des deutschen Reichstages durch den Kaiser, der Professor der Eloquenz in Ciceronianischem Latein der Großtaten des deutschen Volkes unter der Führung des treuesten Hüters Fridericianischer Traditionen gedachte, war die reiche Ernte aus blutiger Saat bereits geborgen und die Wiederaufnahme der Friedensarbeit gesichert. Ein Tag wie der heutige, mitten in dem gewaltigsten der Kriege, die unseren Planeten erschüttert haben, fast ohne Studenten, mit großen Lücken im Lehrkörper, mit noch größeren Lücken in der Schar unserer Gäste, ist noch nicht dagewesen.

Und trotzdem haben wir uns noch niemals mit solchem Hochgefühle an dieser Stätte vereinigt. Am 3. Februar werden es zwei Jahre, daß wir uns hier, des Befreiungsjahres gedenkend, der Worte Goethes aus dem Februar 1814 erinnerten, nur ein Wunder könne Deutschland innerlich einigen, wenn es Gott gefiele, in einer Nacht den sämtlichen Gliedern deutscher Nation die Gabe zu verleihen, daß sie am anderen Morgen einander nach Verdienst schätzen könnten. Dieses größte aller Wunder haben wir am 4. August 1914 erlebt. Es hat den Gefallenen, um die wir trauern, noch ein Erlebnis gesichert, das auch der Glanz kommender Tage nicht mehr überbieten kann. Es hat die Verwundeten in ihren Schmerzen getröstet. Es hält uns alle auf-

recht, und wenn die Welt voll Teufel wär. Wenn das deutsche Volk sich am 1. April erinnert, daß uns vor hundert Jahren der Held geboren wurde, der uns in den Sattel gehoben hat, so darf es sich sagen, daß es in seiner Schule das Reiten gelernt hat. 1870 standen noch die Arbeiterpartei, süddeutsche Demokraten und Klerikale, Welfen und die über ganz Deutschland verstreuten heimlichen Gegner der kühnen Politik des Reichsbaumeisters feindlich, grollend oder lauernd zur Seite. Am 4. August 1914 ist nicht einer innerlich dem Rütlischwure ferngeblieben, als Deutschlands Vertreter in die Hand unseres Kaisers gelobten, in Not und in Gefahr ein einig Volk von Brüdern sein zu wollen.

Während wir vor diesem Wunder aller Wunder ehrfürchtig, staunend und mit aller Herzenskraft gläubiger Liebe stehen, verhehlen wir uns nicht, daß die halbe Welt uns in dem Spiegel ihrer Auffassung ein anderes Bild unseres Vaterlandes zeigt. Der aufrechte und aufrichtige, gläubige deutsche Fürst, den wir vor zwei Jahren noch als den Friedenskaiser feierten, eine Gottesgeißel, das deutsche Schwert, das er in heiliger Not entblößt hat, die bluttriefende Waffe eines zweiten Attila und seiner Hunnen, das Deutschland unserer Denker und Dichter, der Wissenschaften und der Technik längst verschlungen von dem Moloch des Militarismus. Nichts war begreiflicher, als daß der deutsche Michel in der Erregung der ersten Kriegsmonate nach diesem Spiegelbilde zum Schlage ausholte, aber es muß doch gesagt werden, daß die deutschen Kulturproteste ihrer Abkunft nach in die Zeit vor dem Kriege gehören, als wir in ermüdender Beteuerung unserer Friedensliebe uns wegen unseres Daseins in der Welt gleichsam entschuldigten. Das deutsche Volk soll seiner Väter gedenken, aber es sollte zu stolz sein, mit seinem geistigen Stammbaum hausieren zu gehen und seine sittlichen Wurzeln vor aller Welt zu entblößen. Lassen wir uns lieber den „orgoglio di razza“ vorwerfen, statt als ehrliche Fechter den unehrlichen Partnern im feindlichen und neutralen Auslande geschickt benutzte Blößen zu bieten. Den deutschen Universitäten winkt eine lohnendere Aufgabe. Das Schlachtgeschrei unserer Feinde gegen den deutschen Militarismus hat uns eine Doktorfrage gestellt. Wer von uns noch die Waffen führen kann, vor allem aber unsere Kriegsfreiwilligen sind im Westen, Osten und auf dem Meere an der Arbeit, sie praktisch zu lösen. Wir zu Hause Gebliebenen können nichts Besseres tun, als in der Weise früherer Jahrhunderte die Dissertationen unserer ins Feld gezogenen Schüler wieder selbst zu machen. Es entspricht dem Brauche unserer Hochschulen, dem starken Schirmherrn unserer Friedensarbeit mit dem Tribute der reinen Wissenschaft zu huldigen, wenn der Historiker an diesem Tage dem historischen Begriffe des Militarismus näher tritt.

Wie die meisten Bildungen auf ismus, leidet auch dieser Begriff an innerer Unklarheit. Nicht einmal die Konversationslexika haben sich auf eine gemeinsame Definition einigen können. Jeder denkt sich dabei etwas anderes. Befragt man die Gegner des Militarismus, so würde der eine diese neu-

lateinische Bildung mit Rüstungsfieber, der andere mit militärischem Kastengeist, ein dritter mit Säbelherrschaft übersetzen. Vor dem Krieg noch international, wird der Begriff augenblicklich geradezu mit Deutschtum verwechselt. Wer ihn zuerst gebraucht hat, ist noch nicht festgestellt. Otto Ladendorf findet ihn in seinem historischen Schlagwörterbuche im Deutschen seit dem Ende der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Die Spuren der Entstehung weisen auf Frankreich als Ursprungsland. Wie das französische Gelbbuch kürzlich die Zivilisation mit dem Begriffe des Bismarckisme allemand beschenkt hat und wie England seine wortarme Sprache soeben mit dem Begriffe des Zeppelinism bereicherte, so verzeichnet der Littré von 1869 den militarisme als französischen Neologismus. Republikanische und sozialistische Gegner des zweiten Empire dürften an seiner Wiege gestanden haben.

Soviel steht fest: der Begriff sagt uns nichts, wenn wir nicht seine Wurzel in dem Verhältnis der modernen Menschheit zur Vorbereitung des Krieges aufsuchen.

Niccolo Machiavelli läßt in seinem Buche über die Kriegskunst den Condottiere Colonna sagen, zum Kriegführen gehörten vier Dinge: Männer, Eisen, Geld und Brot. Das klingt uns heute selbstverständlich und war doch einmal eine theoretische Entdeckung, die zwei Jahrhunderte tastender Versuche des werdenden modernen Staates zur Voraussetzung hat. Der hundertjährige Krieg zwischen England und Frankreich hatte in seiner ersten Phase beide Gegner genötigt, neben und anstelle des Aufgebotes der Ritterschaft und der Städte Söldnertruppen treten zu lassen. Der Söldner war im Kriege ein Schutz, im Frieden, wenn er sich nicht abdanken ließ, eine Landplage. In Basel und im Elsaß ist heute noch nicht die Erinnerung an diese furchtbarste Geißel des ausgehenden Mittelalters erloschen. Engländer und Armagnaken hießen sie in Frankreich, Schinder und arme Gecken im deutschen Volksmunde. Gegen diese Nachwirkungen des Krieges gab es nur einen wirksamen Schutz: Organisation des Kriegshandwerkes. Der erste, der das erkannt hat, war Karl V. von Frankreich, der klügste der Valois, ein Fürst, der selbst körperlich zu schwach war, Schwert und Lanze zu führen. Durch die Ordonnanz von Vincennes von 1373 hat er nach dem Frieden von Bretigny die erste stehende berittene Truppe der Gendarmen oder Ordonnanzkompagnien geschaffen und ohne Befragung der Generalstände durch neue Steuern dieser Neuerung die finanzielle Grundlage gegeben. In der Entwicklung des modernen Staatshaushaltes hatte Frankreich schon früher die führende Rolle übernommen. Durch die Ordonnanz von Vincennes wurde neben das finanzielle das militärische Problem auf die Tagesordnung Europas gestellt. Eisen und Geld hatten ihre Zusammengehörigkeit erkannt.

Nichtsdestoweniger wäre es falsch, in das Bewußtsein jener Zeiten eine Kontinuität hineinzutragen, die erst die Nachwelt in ihren Bestrebungen entdeckt hat. Das Lebenswerk Karls V. mußte sein Enkel wieder ausgraben. Karl VII. und seine Berater sind keine bedeutenden Menschen gewesen, aber

sie hatten in der Schule der Leiden gelernt und wurden von dem nationalen Aufschwunge Frankreichs getragen, so daß sie es wagen durften, der Finanzreform und der Aufstellung der 15 Ordonnanzkompagnien die völlige Neuschöpfung der nationalen Miliz der Freischützen hinzuzufügen. Als Machiavelli zum ersten Male in der neueren Geschichte das Postulat des Volkes in Waffen aufstellte, konnte er sich darauf berufen, daß der Versuch schon zweimal, in Frankreich und in Florenz, gemacht worden sei, und das Mißlingen nichts gegen die Richtigkeit des Gedankens beweise. Eisen, Geld und Brot blieben, was sie waren. Der Begriff Männer gabelte sich seit der Renaissance der Kriegskunst in käufliche Söldner und in Verteidiger des eigenen Herdes.

Wenn Sie wissen wollen, wie es um die Wehrkraft unseres Volkes bestellt war, als Machiavelli der Zukunft vorausdachte, lenken Sie Ihre Blicke zu dem Luther-Reichstage in Worms. Obwohl uns der Segen eines großen nationalen Krieges versagt geblieben war, hatte auch unser Volk mit dem finanziellen und militärischen Probleme gerungen. Der Luxemburger Sigmund hat seine Zeit verstanden, aber seine unstete Genialität hat den Mangel einer festen Zentralgewalt nicht zu ersetzen vermocht. Mag auch die Wormser Matrikel von 1521 beweisen, daß das fünfzehnte Jahrhundert nicht vergebens gearbeitet hatte, so ist sie doch das Titelblatt zu dem Buche der deutschen Ohnmacht geworden. Wer denkt heute noch daran, daß Eisen, Geld und Brot damals auf deutsches Papier geschrieben worden sind. Das aber weiß Freund und Feind, wo deutsche Männlichkeit in Worms zu suchen war. Als der Wittenberger Mönch aus der Klausur heraus vor Kaiser und Reich trat, da hat dem Unerschrockendsten aller Deutschen der Landsknechtsführer Georg von Frundsberg mit rauhem Wohlwollen die Hand auf die Schulter gelegt. In gewaltigster Verkörperung tauchen hier mit einem Male die beiden Grundelemente des deutschen Militarismus empor, um sich alsbald wieder zu fliehen. Der sacco di Roma lehrt uns, daß die Zeit zu ihrer Verschmelzung noch nicht gekommen war.

Denn nicht in gerader Linie bewegt sich die Entwicklung des Menschengeschlechtes. Der Staat des fünfzehnten Jahrhunderts sucht die vier Kriegserfordernisse in seinem Machtbereich zu vereinigen. Der Staat des sechzehnten Jahrhunderts vergabt seine dringendsten Bedürfnisse an Unternehmer. Neben Karl VII. von Frankreich steht ein Kaufmann aus Bourges, Jacques Cœur, als Berater, neben den Weltkaiser Karl V. tritt als verbündete Großmacht der internationale Kapitalismus der Fugger und Welser. Das Geld zieht das Eisen an, aber der Staat kann beides nicht halten, weil er sich der Finanzhoheit und Militärhoheit der Krone halb entäußert hat. Wäre zwischen Wallenstein und Ferdinand II. das klare Verhältnis des Generals zum obersten Kriegsherrn gewesen, so hätte dem Friedländer ein Kriegsgericht das Urteil gesprochen.

Da übernimmt Frankreich aufs neue die Führung, indem es an die Be-

strebungen des fünfzehnten Jahrhunderts wieder anknüpft. Anderthalb Jahrhunderte hatte es in dem Riesenkampfe mit der spanisch-burgundischen Weltmacht durchgehalten. Als er begann, war der Rohbau des modernen französischen Staates eben erst unter Dach gekommen. Als er zu Ende geht, steht die Monarchie nach innen und nach außen geschlossen da. So vereinigt sich alles, dem Staate zu sichern, was er schon halb verloren hatte. Der staatliche Merkantilismus wird das notwendige Korrelat des ersten stehenden Heeres Europas. Der erste und größte aller Kriegsminister Louvois wäre undenkbar ohne Colbert, den Finanzminister. Künste und Wissenschaften schmücken nur die Innenräume des Zeitalters Ludwigs XIV. Das befestigte Eingangstor wird die von Vauban erbaute Straßburger Zitadelle.

Welch ein Abstand zwischen dieser glänzendsten Inkarnation des Absolutismus und der Monarchie prussienne! Wer unvorbereitet, von Versailles kommend, das Königstestament Friedrich Wilhelms I. von 1722 aufschlägt, fühlt sich aus dem Großen und Weiten ins Enge versetzt. Da ist nichts von dem einschmeichelnden Klange der Sprache Racines und Molières. Ungelenk ringt eine noch unfertige Sprache nach dem Ausdruck, aber in diesem Ringen offenbart sich ein Geist, der uns die künftige Vereinigung der 1521 noch getrennten Grundelemente des deutschen Wesens ahnen läßt. Äußerlich mag der König der langen Kerls mehr an Frundsberg erinnern. Innerlich macht ihn seine Pflichtenlehre zu einem Geistesverwandten Luthers und Kants. So gewinnt es einen ganz besonderen Sinn, wenn er seine Souveränität mit den bekannten Worten stabiliert: „Ich bin der Finanzmann und der Feldmarschall des Königs von Preußen. Das wird den König von Preußen erhalten." Wie in Frankreich sind jene vier Erfordernisse im Staate vereinigt, aber hinter jedem steht, sie durchdringend und verbindend, der kategorische Imperativ: Du kannst; denn du sollst!

Die Weltwirkung dieses preußischen Wesens hat bereits alles vorweggenommen, was der Deutsche heute, wenn geschichtliche Bildung verbreiteter wäre, mit gelassenem Humor betrachten würde. Die Potsdamer Wachtparade repräsentiert genau so wie heute Willys Spielzeug einen Spott, der sich gegen den Spötter selbst gekehrt hat. Schaudernde Bewunderung lesen wir heraus aus der lustigen Meldung des jungen Friedrich an seinen Vater: Der Prinz Eugen exerziert nun ärger als wir; er ist öfter drei Stunden selber dabei, und fluchen die Kaiserlichen soviel auf uns, daß es grausam ist. Ja sogar die versöhnende Nachricht wird schon damals überliefert, daß der preußische Grenadier bei dem schlesischen Frauenzimmer starken Liebreiz erwecket habe. Der französische Militarismus erscheint selbstverständlich und nachahmenswert. Der preußische Militarismus veranlaßt Rousseau, an Friedrich den Großen die Aufforderung zu richten, den Degen, der ihn blende und verletze, aus seinen Augen zu entfernen, während Voltaire mit sich selbst nicht ins reine kommt, ob der den Philosophen von Sanssouci lieben oder den „roi des Avares" verabscheuen solle.

Das Verdienst, den Vergleich zwischen dem erstarkenden Hause deutscher Zucht und dem Zuchthause ermöglicht zu haben, gebührt wiederum einem Sohne jenes Volkes, dem wir in so vielen Dingen neidlos die führende Rolle zugestehen. In den Papieren des Jakobiners St. Just hat sich ein Entwurf gefunden, der uns verrät, wie sich dieser Bewunderer Rousseaus und Robespierres das Reich der Tugend und des Altruismus gedacht hatte. In dem revolutionären Frankreich soll das Kind männlichen Geschlechtes der Mutter nur bis zum fünften Jahre gehören. Dann empfängt es der Staat, um es nicht mehr loszulassen. Bis zum zehnten Jahre wird es auf dem Lande im Lesen, Schreiben und Schwimmen unterwiesen. Die Verköstigung ist vegetarisch. Der Lehrer muß über sechzig Jahre alt sein und wird vom Volke erwählt. Mit dem zehnten Jahre beginnt die Erziehung zum Kriegshandwerke und zum Ackerbau. Der Sechzehnjährige kann sich unter fortdauernder Aufsicht einen Beruf wählen. Vom 21. bis 25. Jahre dient jeder Franzose in der nationalen Miliz, wenn er nicht Beamter ist. Wer das 26. Jahr überschritten hat, bleibt zeitlebens in der Reserve der Miliz und Beamtenschaft. Auch der Citoyen begnügt sich mit drei Fleischtagen der zehntägigen Woche und tritt dem Staate den größeren Teil seines Arbeitslohnes und Verdienstes ab. Das Konkubinat wird geduldet. Die gesetzliche Eheschließung setzt die Geburt eines Kindes voraus.

Es hält nicht schwer, in diesen fanatischen Jünglingsträumen den Genfer Rousseau, die Vorstellung, die sich das achtzehnte Jahrhundert von der Gesetzgebung Lykurgs gemacht hatte, und den Jakobiner auseinanderzuhalten. Bis in die Arabesken der institutions hinein ist alles französisch gedacht. Wenn St. Just seinen Landsleuten zumutet, ihre Kinder zum Schweigen und zur Verachtung der Schwätzer erziehen zu lassen, so gönnt er wenigstens dem Soldaten, sich an der Stelle seiner Verwundung einen goldenen Stern auf die Uniform heften zu lassen oder, im Falle der Verstümmelung oder einer Gesichtswunde, den Stern auf dem Herzen zu tragen. Generale — meint St. Just — soll man erst nach dem Kriege loben.

Geschichtlich steht dieser Jakobiner-Militarismus, unreif und gärend wie er ist, zwischen Machiavellis Postulat des Volkes in Waffen und seiner Erfüllung in Deutschland, und er erklärt es, daß die Revolution zu der Säbelherrschaft, die er aufhalten wollte, geführt hat. In der Schule Napoleon Bonapartes sind die Söhne Frankreichs und seiner Vasallenstaaten beutelustige Söldner geworden, wie der Schlachtenkaiser selbst als der letzte und größte der Condottieri einer überwundenen Periode erscheint. So blieb es den Erben Friedrichs des Großen vorbehalten, aus der Verbreiterung der Basis des Staates durch die Revolution die militärischen Konsequenzen zu ziehen. In den Stein-Hardenbergischen Reformen hat man französische Einflüsse bemerken wollen. Die Grundgedanken Scharnhorsts, Gneisenaus und Boyens haben mit den erst später bekannt gewordenen Institutionen St. Justs nicht mehr als die zeitliche Nähe gemein. Im fünfzehnten und siebzehnten Jahr-

hundert war die militaristische Überlegenheit auf französischer Seite. Seit den Befreiungskriegen übernimmt Preußen die Führung.

Wie die um vier Jahrhunderte zurückliegenden ersten Versuche zur Lösung des militärischen und finanziellen Problems ist auch die erste Organisation des Volkes in Waffen durch unsicheres Tasten gekennzeichnet. Namentlich die Landsturmverordnung vom 21. April 1813 kann den revolutionären Charakter einer Zeit der Not nicht verleugnen. Wer nicht zur Landwehr gehört, ist bis zum sechzigsten Lebensjahre Landstürmer und hat dem Feinde mit allen Mitteln des Guerillakrieges Abbruch zu tun. Jedes zum Schießen, Stechen, Hauen und Schneiden taugliche Instrument dient als Waffe. Selbst Schrotladungen sind zugelassen. Uniformen sind verboten, weil sie den Landstürmer kenntlich machen würden. Nur die Offiziere tragen eine Binde um den Arm. Nichterfüllung der Landsturmpflicht kann mit Verlust der Nationalkokarde und des Kirchenstandes, ja mit Prügel bestraft werden. „Wer Sklavensinn zeigt" — sagt die Verordnung —, „soll als Sklave behandelt werden."

Gewiß ist niemals aus einer preußischen Kanzlei ein merkwürdigeres Aktenstück hervorgegangen als diese wilde, zu allen Franktireurgreueln herausfordernde Verkündigung des Heiligen Krieges. Aber es enthält doch eine Klausel, die nicht zu übersehen ist. Das Zusammentreten des Landsturms ohne Aufgebot soll als Meuterei bestraft werden. Das Recht des Aufgebots besitzen die Armee- und Korpskommandanten, Militärgouvernements und die Kreis- und Bezirksvorsteher des Landsturms. Der Landsturm bleibt also eine Waffe für den äußersten Fall in der Hand des obersten Kriegsherrn. Er ist denn auch nie, wie später die französischen oder belgischen Franktireurs, in unmittelbare kriegerische Tätigkeit getreten und wurde bereits am 17. Juli 1813 grundsätzlich in die Reserve der Landwehr verwandelt.

Lag hier die Korrektur eines überschäumenden patriotischen Eifers schon in dem nüchternen Charakter unseres Volkes, so hat Wilhelm I. der Wehrverfassung von 1815 die unerläßliche technische Korrektur gegeben. Wir wissen heute, daß der König sich geirrt hat, als er meinte, die älteren Jahrgänge der Landwehr aus der Verwendung im Felde ausscheiden zu können. Schon 1870 hieß es wieder: alle Mann an Bord. Auch der preußische Staat der Restaurationszeit ist erst allmählich in seine Aufgaben hineingewachsen. Das Wesentliche aber hat der scharfe Soldatenblick des Königs richtig erkannt, als er die straffer angefaßte Linie zur Erzieherin der Landwehr machte. Erst dadurch ist die große Errungenschaft von 1813 eine dauernde Erhöhung unserer Wehrkraft geworden. Seit 1521 waren die geistigen und die soldatischen Kämpfer Deutschlands getrennt marschiert. Friedrich der Große bedeutet für sich eine preußische Personalunion beider Elemente. 1813 erscheinen sie zum ersten Male als Verbündete. Seit dem Ministerium Bismarck ist ihre Durchdringung und Verschmelzung für alle Zeiten und in ganz Deutschland gesichert.

Über die Wettrüstungen hat vor dem Weltkriege die Statistik das große

Wort geführt. Vergleichende Tabellen haben die Ausgaben der Welt für Heere und Flotten veranschaulicht. Wenn die Rechner in England, Frankreich und Rußland addierten, hatten sie uns schon in Gedanken erdrückt. Heute erleben wir die allmähliche Bekehrung einer im Materialismus schon halb versunkenen Welt zu der Meinung Friedrich Wilhelms I., daß die hinter den Zahlen stehenden sittlichen Energien der verfluchten Pflicht und Schuldigkeit das letzte Wort sprechen. Nicht alle Nationen hatten sich vor dem Kriege dem tieferen Sinn der geschichtlichen Lehre der Entstehung des Deutschen Reiches verschlossen. In Italien erschrak man 1871 doch, als 56 Prozent der Rekruten nicht lesen und schreiben konnten. Neun Jahre lang, bis 1880, hat man dort beim Militär auch das Abc gedrillt und es erreicht, daß nur 6—7 Prozent Analphabeten zur Reserve entlassen wurden. Wenn auch der Zweck der militärischen Erziehung dazu zwang, die Schulmeisterei wieder aufzugeben, so verdankt doch das regno seinem Militarismus, daß die wieder zunehmende absolute Unbildung heute nicht mehr halb so groß ist wie nach der Einnahme Roms. In Frankreich haben dieselben Republikaner, die den napoleonischen „militarisme“ bekämpft hatten, von Gambetta geweckt, die Nation einer Organisation unterworfen, die wir fast mit dem Wohlgefallen des Lehrers betrachten, obwohl sie ganz und gar auf den Revanchegedanken gegen uns eingestellt worden ist. In England hat man geglaubt, durch das Geld die drei anderen Kriegserfordernisse Machiavellis zusammenzuhalten und alle Zähigkeit des angelsächsischen Charakters, nach dem Vorbilde der semitischen Karthager, an die Stärkung der Anziehungskraft des englischen Kapitals gesetzt. Wo es jedem fehlt, ist heute schon klar. Russische dumpfe Massen können auf die Dauer keine Männer ersetzen. Englisches Geld ist nur im Frieden ein sicherer Ersatz für englische Männer und englisches Brot.

Kann also für einen Kenner der Geschichte nicht in Frage kommen, daß der Begriff des Militarismus oder, wie wir jetzt besser sagen, der Wehrhaftigkeit von allem Anbeginn ein internationaler gewesen ist, so behält doch die deutsche Wehrhaftigkeit ihre besondere Färbung. Hören wir das Ausland, so liegt unsere Stärke in der Organisation. Das ist in der Fülle des Tadels ein Lob, das wir so nicht annehmen können. Auch England und Frankreich verstehen sich heute auf das Organisieren. Was wir vor ihnen voraus haben, ist ein anderes. Herder hat einmal gesagt: Was ist eine Nation? ein ungejäteter Garten voll Kraut und Unkraut; und es ist noch nicht lange her, daß dieser Satz dazu dienen mußte, die deutsche Weltbürgerlichkeit des achtzehnten Jahrhunderts zu kennzeichnen. Heute wissen wir, daß Herders Beobachtung auf jede Nation zutrifft, wenn nicht gejätet wird. Jede der Etappen der deutschen Wehrhaftigkeit beweist, wie wir zu jäten verstehen. Friedrich der Große hat nach seiner ersten Schlacht sofort die preußische Kavallerie reformiert. Die Landsturmverordnung von 1813 erfährt, kaum geboren, die unerläßliche Korrektur. Was im Frieden uns hinderlich ist, weil wir die Kritik bis zum Nörgeln übertreiben, setzt sich zuerst in Preußen und

dann im Deutschen Reiche in den großen Momenten unserer Geschichte in große positive Leistungen um und beweist, daß doch auch der Geist der Kritik in unserem sittlichen Sein verankert ist.

Daher denn auch die Flucht vor dem uniformierten deutschen Schulmeister, der in jedem von uns steckt. Der Engländer wäscht sich selbst. Wir waschen, wie der Russe mit Schaudern erfährt, sogar unsere Gefangenen. Vor der allgemeinen Wehrpflicht haben die reichen Söhne der Annexionen von 1866 Reißaus genommen, weil sie, wie die Amerikaner unserer Tage, ihre besten Jahre nicht „verlieren" wollten. Wir aber wissen und haben es aufs neue erfahren, was es für einen jungen Menschen bedeutet, wenn er beizeiten Appell in den Leib bekommt. Unsere Kriegsfreiwilligen würden heute großenteils als Führer im Felde stehen, vor allem, sie hätten vom Kriege nicht nur die harte Prosa der Schützengräben, sondern auch die Poesie des grandiosen Auftaktes kennen gelernt, wenn nicht in der langen Friedenszeit das Hinausschieben der Dienstzeit fast die Regel geworden wäre. Der Burgfriede der Parteien mag bei unseren Gegnern die innere Panik verdecken. Für uns würde er den inneren Tod bedeuten, wenn wir das Jäten vergäßen.

Denn eindringlicher als heute ist noch nie einem Volke die Landsturmfrage gestellt worden. Machiavelli hat nicht vorhergesehen, daß eine Nation durch die halbe Welt belagert werden könne. Sein Militarismus ist nicht so einseitig, daß er sich auf das rein Militärische beschränkte. Der Landmann, dem wir das Brot verdanken, ist in seinen vier Kriegserfordernissen nicht vergessen. Aber er orientiert sich an den alten Römern und weiß nicht, daß schon Tacitus in seiner Germania da, wo er vom Kriege spricht, der deutschen Frau gedacht hat. In der Tat werden wir jetzt sagen müssen: Männer, Frauen, Eisen, Geld und Brot. Was wäre alle Männerarbeit ohne das Liebeswerk der Frauen. Indem wir dem Kaiser huldigen, neigen wir uns auch vor der hohen Kriegsherrin, die ihm liebreich zur Seite steht. Aber mit der Erweiterung des Landsturms stellt sich auch die Pflicht des Jätens ein. Es wird immer eine schmerzliche Erinnerung bleiben, daß Deutschlands große Zeit einen Teil der deutschen Frauenwelt in der häßlichsten der Kokottenmoden, die Paris uns geschickt hat, überraschen konnte. Wichtiger ist, daß der Tracht ein weitverbreiteter Mangel an Appell entsprochen hat. Wir müßten keine Deutschen sein, wenn nicht bereits Frauen und Männer sich in Vorschlägen zur Abhilfe erschöpft hätten. Der Jakobiner St. Just hielt an der klosterähnlichen weiblichen Erziehung der Französinnen fest. Die deutschen Heißsporne unserer Tage sprechen schon von einer allgemeinen weiblichen Wehrpflicht. Wie 1813 will patriotischer Eifer überschäumen, während die Lösung so nahe liegt. Friedrich Wilhelms I. Erziehung seines Wildlings zum ersten Diener des Staates begann damit, daß er ihm in Küstrin beibringen ließ, wieviel Groschen zu einem Taler gehören. Auch bei der Frau geht die Erziehung zum Staate durch die Wirtschaft, und die Brotfrage unseres belagerten Vaterlandes ist in erster Linie eine Frauenfrage.

Die französische Revolution hatte eine Nationalgarde geschaffen, um jedem Bürger in der Stunde der Gefahr seinen Platz anzuweisen. Die deutsche innere Revolution des 4. August 1914 bedarf nicht einer Organisation, hinter der sich sehr bald die bleiche Angst des Citoyen verborgen hatte. Landsturmpflicht bedeutet für den nicht zum Heere Einberufenen nicht mehr und nicht weniger als Pflichterfüllung bis zum Äußersten auf dem Posten, auf den er gestellt ist. Gottes Wort ist Gottes Wort, und Wissenschaft ist Wissenschaft. Sie sind der geheime Born, aus dem unsere Volkskraft gespeist wird, aber sie selbst sind keine Waffen. Wenn wir auch keine Entgleisungen wie die der Oxforder Historiker oder der französischen Akademiker zu beklagen haben, so haben doch auch wir uns vor dem geistigen Franktireurwesen zu hüten.

Indem wir so das Ziel der allgemeinen Wehrpflicht immer weiter stecken, sichern wir uns Qual und Glück des Weiterschreitens und dürfen es mit Gleichmut dahinnehmen, daß ärmere Völker das deutsche Haus der Zucht für ein Zuchthaus halten.

Das aber wollen wir heute auch dem Auslande sagen, was wir auf dieser Lebensreise unserem Kaiser verdanken. Nicht vom rein Militärischen wollen wir reden. Das versteht sich bei einem Hohenzollern von selbst. Es genügt, das Kapitel Landwirtschaft zu nennen, um der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß viele Deutsche heute dem Kaiser für verkannte Friedensarbeit innerlich Abbitte leisten. Rastlos hat er über ein Vierteljahrhundert darangesetzt, uns wehrhaft zu machen, wehrhaft im Frieden, und eben darum wehrhaft im Kriege. Die Mobilmachung hatte nur eine technische Bedeutung. Seit seiner Gründung ist das Deutsche Reich als Weltmacht und Kulturmacht mobil gewesen, und unser Kaiser hat wahrlich nichts versäumt, dem Reiche diesen Charakter zu erhalten. Wir waren mit ihm ein Volk des Friedens. Wir sind mit ihm ein Volk von Kriegern geworden. Alt und jung, Frauen und Kinder wollen nicht hinter den Verteidigern unseres Herdes zurückstehen. Auch das Hoch, das nach dem Brauche unserer Universität der Rektor auszubringen hat, klingt hell hinein in das Hurra, das heute in Ost und West, auf dem Meere und auf afrikanischer Erde dem obersten Kriegsherrn des wehrhaften deutschen Volkes aus Millionen Kehlen entgegenschallt.

Bekanntmachung des Ergebnisses der akademischen Preisbewerbung vom Jahre 1914 und der neuen für das Jahr 1915 gestellten Preisaufgaben durch den Rektor, Professor Dr. Gutzmer.

Hochansehnliche Versammlung!

Mit der Feier des Geburtstages Sr. Majestät des regierenden Königs wird durch die Satzungen unserer Universität die feierliche Verkündigung der von den Fakultäten verteilten Preise und der neu gestellten Preisaufgaben in sinniger Weise verbunden. Wird doch dadurch die warme landesväterliche Fürsorge angedeutet, deren sich die Wissenschaften und die wissenschaftliche Ausbildung der heranwachsenden Geschlechter allzeit von Preußens Königen erfreuten, und zugleich den Preisen damit ein ideeller Wert verliehen, der ihre materielle Geltung weit überragt.

Voll Befriedigung konnte mein Herr Amtsvorgänger vor Jahresfrist von dieser Stelle aus eine ganze Reihe von Preisen verteilen. Die schicksalschwere Zeit, die seitdem über unser deutsches Vaterland hereingebrochen ist, hat dieses Bild von Grund aus geändert. Als der Waffenruf erklang, ist der größte Teil unserer Studierenden in glühender Begeisterung und Vaterlandsliebe zu den Fahnen geeilt, und die, denen es nicht vergönnt ist, auf dem Felde der Ehre um die Palme des Sieges zu ringen, suchen dem bedrängten Vaterlande mit Werken der Liebestätigkeit oder mit Aushilfsdiensten zu nützen. Es wird daher niemand wundernehmen, daß die für das Jahr 1914 von den Fakultäten gestellten Preisaufgaben sämtlich nicht bearbeitet worden sind.

Nur einen Preis habe ich zu verkünden. Es ist dies der von der **Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät** aus der Dr. Paul Schmidt-Stiftung zu vergebende Preis von rund 100 Mark, der einer besonders guten juristischen Doktordissertation des letzten Jahres zufallen soll. Diesen Preis hat die Fakultät der Inauguraldissertation zuerkannt, die zum Gegenstande hatte:

„Anfechtung und Aufrechnung als Prozeßhandlungen mit Zivilrechtswirkung."

Über die Art der Geltendmachung und die Wirkung der Anfechtung und der Aufrechnung im Prozeß herrscht in Theorie und Praxis lebhafter Streit. Der Verfasser hat sich in seiner ausgezeichneten Dissertation, der selbständige

wissenschaftliche Bedeutung nicht abzusprechen ist, das große Verdienst erworben, eine bestimmte Grundanschauung zum ersten Male eingehend zu begründen und in all ihren Ergebnissen zu beleuchten.

Verfasser war der Referendar Helmuth Delbrück aus Stettin.

Ich schreite nunmehr zur

Verkündigung der neuen Preisaufgaben.

Für das Jahr 1915 werden folgende gestellt:

I. Von der **Theologischen Fakultät**

a) als außerordentliche die vorjährige:

„Ist die Eschatologie die Grundlage des paulinischen Glaubens?"

b) neu:

„Vernunft und Offenbarung (natürliche Offenbarung) nach Calvins ‚Institutio, ed. 1559' dargestellt und beurteilt."

II. Von der **Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät**

a) als außerordentliche die vorjährige:

„Inwiefern finden die Vorschriften des Rechts der Schuldverhältnisse auf nicht-obligatorische Ansprüche Anwendung?"

b) neu:

„Der Erbpachtzins im heutigen Recht."

III. Von der **Medizinischen Fakultät**

a) als außerordentliche die vorjährige:

„Die moderne Methode der zirkulären Naht der Blutgefäße soll im Tierversuch nachgeprüft und die einschlägige Literatur mit besonderer Berücksichtigung der Erfolge des Verfahrens beim Menschen kritisch besprochen werden."

b) neu:

„Die verschiedenen Anschauungen über die Giftigkeit des Kupfers und seiner Verbindungen sollen aus der Gesamtgeschichte der Medizin zusammengestellt und vom heutigen wissenschaftlichen Standpunkt aus kritisch gesichtet werden."

IV. Von der **Philosophischen Fakultät**

a) als außerordentliche:

1. die vorjährige aus der deutschen Philologie:

„Die Übersetzungstechnik der Fünf Bücher Mosis in der ersten und vierten vorlutherischen Bibel (hg. von Kurrelmeyer, Bd. 3. 4)."

2. die vorjährige zoologische:
„Es soll in einer engeren Tiergruppe untersucht werden, inwieweit schon beim Embryo Art- und Rassenunterschiede morphologischer und physiologischer Art festgestellt werden können."

b) neu:

1. eine historische:
„Die ersten Ptolemäer und Griechenland. Eine Darlegung ihrer politischen Bestrebungen gegenüber dem griechischen Gemeinwesen mit vornehmlichster Berücksichtigung des neu erschlossenen epigraphischen Materials."

2. eine landwirtschaftliche:
„In welcher Weise beeinflussen Kultur, Düngung und Sorte die Chlorophyllfärbungen, und welche Schlüsse sind daraus zu ziehen?"

Die Preise betragen je 150 Mark.

Ferner wiederholt die **Philosophische Fakultät** auf Grund der Satzungen der Dr. Paul Parey-Stiftung folgende Aufgabe:

„Es soll die Bedeutung der Jugendformen karbonischer Posidonomyen für deren Systematik untersucht werden."

Der Preis beträgt 100—500 Mark.

Schließlich sei auch an dieser Stelle noch darauf hingewiesen, daß die im vergangenen Jahre von der **Juristischen** (jetzt Rechts- und Staatswissenschaftlichen) **Fakultät** gestellte Preisaufgabe:

„Das Recht der deutschen Kaufmannsgilden",

wofür der Fakultät von einem ungenannt sein wollenden Doktor der Rechte ein Preis von 1000 Mark zur Verfügung gestellt wurde, auch noch für das laufende Jahr gilt, da die Bearbeitungen hierüber erst zum 1. Oktober 1915 einzureichen sind.

Wohlan, Kommilitonen und Kommilitoninnen, Ihr, die Ihr nicht im Dienste des Vaterlandes höhere Pflichten erfüllen könnt, ergreift die Euch dargebotene reiche Gelegenheit, wissenschaftliche Erfolge und Ehren zu erringen, und liefert auch an Eurem Teile den Beweis, daß die wissenschaftliche Arbeit bei uns nicht ruht, trotz des größten Kampfes, den unser Land je zu bestehen hatte.

Uns allen aber, hochverehrte Anwesende, kommt es an dem heutigen Tage ganz besonders eindrucksvoll zum Bewußtsein, daß wir dies unserer starken und tapferen Land- und Seemacht verdanken, an deren Ausbau unser Kaiser zum Schutz des Reiches und zur Sicherung des Friedens unablässig gearbeitet hat.

Unseren Dank für diese vorausschauende Fürsorge, unsere aus tiefstem Herzen kommenden heißen Wünsche für den Ausgang des schweren Ringens, die treue Hingebung und Huldigung für unsern Landesherrn, wir lassen sie ausklingen in dem Rufe:

Seine Majestät Kaiser Wilhelm II.,
er lebe hoch, hoch, hoch!

Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. in Altenburg.